



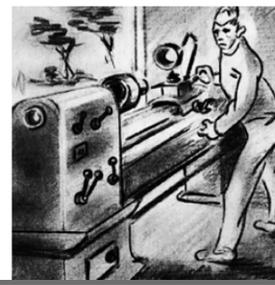
Nachholende Hilfen

Corona-bedingte Lernlücken sollen mit privater Nachhilfe geschlossen werden – auch weil in Schulen die Kapazitäten fehlen. **Seite 3**



Entschiedene Antworten

Was die ›Letzte Generation‹ als jüngste und einer der radikalsten Initiativen gegen das Ignorieren des Klimawandels antreibt. **Seite 5**



Übergangene Geschichte

Die Geschichte italienischer Kriegsgefangener im Zweiten Weltkrieg ist kaum erforscht. Nach 70 Jahren passiert endlich etwas. **Seite 7**

W i e r t e l

Schon bezahlt

Zeitung für Stadtteilkultur und mehr

Nr.47 | Frühjahr/Sommer 2022

Im Laufschrift gegen die Wand

Der ›Bielefelder Appell‹ dringt auf einen Systemwechsel im Gesundheitssystem.
Von Bernhard Wagner



KÜNSTLER DER BILDBEITE: PETER LASCH, BERLIN; KÜNSTLER DER WERTSEITE PATRICK NIESEL, ROTHENBACH; QUELLE BVA FOTOGRAFIE HANS JURGEN FUCHS, STUTTGART

Vor gut 25 Jahren haben Privatisierungen und Ökonomisierung im Gesundheitswesen Einzug gehalten. »Jetzt ist es an der Zeit, das Ergebnis von Marktlogik und Neoliberalismus zur Kenntnis zu nehmen und Qualität wieder an erste Stelle zu setzen«, sagt Christian Janßen, Vorsitzender der Mitarbeitendenvertretung von Bethel.

Schon vor knapp zehn Jahren hatten sich die Vertretungen der über 26.000 Beschäftigten in Bielefelder Krankenhäusern, Pflege- und Betreuungseinrichtungen mit einem Appell an die Öffentlichkeit gewandt. Bereits damals wurden Missstände und eine zunehmende Kommerzialisierung beklagt, zulasten von Mitarbeitenden und Patienten. Der ›Bielefelder Appell‹ fordert bis heute nicht weniger als einen Systemwechsel.

Die Pandemie hat die prekäre Lage sichtbar gemacht und die Angehörigen der Pflegeberufe bekamen jede Menge Applaus für ihre Arbeit. »An ihrer Arbeitssituation hat sich aber spürbar nichts geändert«, stellt Nicole Krug fest, die bei der Gewerkschaft ›ver.di‹ für den Fachbereich in Bielefeld zuständig ist. Auch die Initiatoren des Bielefelder Appells haben sich erneut an die Politik gewandt und eine Verbesserung der Situation angemahnt.

Kostendruck und Profit

Im personalintensiven Pflegebereich machen die Personalkosten oft 80 Prozent aus. Privatisierungen, Kostendruck und profitable Einsparungen gehen deshalb besonders auf die Knochen der Beschäftigten, der Personalabbau führt zu Arbeitsverdichtung. Auch in Bielefelder

Krankenhäusern beobachten Patienten, wie die verbliebenen Beschäftigten ihre Arbeit vielfach im Laufschrift erledigen. Zwar steigt der Arbeitsdruck auch andernorts, aber in Krankenhäusern gaben 80 Prozent der Beschäftigten an, dass ihr Arbeitsalltag von Hetze und Zeitdruck geprägt sei. Im Bundesdurchschnitt aller Branchen sind es 55 Prozent, ergab eine Repräsentativumfrage des DGB-Index ›Gute Arbeit‹. 92 Prozent der Beschäftigten in Pflegeberufen identifizieren sich demnach in sehr hohem oder hohem Maße mit ihrer Arbeit. Entsprechend groß ist der Anteil derjenigen, die es als belastend empfinden, sich nicht angemessen um die Patienten kümmern zu können.

Gerade in der Coronakrise, wo ja auch Pflegekräfte erkranken und ausfallen, ist die Belastung durch Vertretungen und Doppelschichten gestiegen. »Wenn einer nicht kommt, dann lasse ich den Menschen nicht allein«, sagt Christian Janßen. Doch Dauerstress und Personalknappheit lassen Pflegekräfte scharenweise kündigen und den Beruf wechseln. Die Gewerkschaften fordern darum, den Einrichtungen per Gesetz Personalvorgaben zu machen, die sich am tatsächlichen Bedarf orientieren. Sonst, so die Befürchtung, sind bald kaum noch Fachkräfte da.

Dauerstress und schlechte Bezahlung

Dass die prekäre Situation ein Problem der Gesellschaft insgesamt, Arbeitsbedingungen und Qualität im Gesundheitswesen nicht allein das Problem der Beschäftigten der Krankenhäuser ist, hat die Pandemie mehr als deutlich ge-

macht. Weniger im Fokus stand die Altenpflege. Nur ein Drittel der Pflegeheime zahlt nach Tarif. Zuletzt konnte ein bundeseinheitlicher Tarifvertrag, der für alle verbindlich gewesen wäre, nicht gegen die Interessen der Arbeitgeber bei ›Caritas‹ und ›Diakonie‹ durchgesetzt werden. Auch hier fehlt eine verbindliche Vorgabe per Gesetz. Überhaupt gibt es eigentlich keinen Grund, dass gut ausgebildete Pflegerinnen und Pfleger rund 500 Euro weniger verdienen als Beschäftigte gleicher Qualifikation in der Industrie.

Die von der neuen Bundesregierung beschlossenen Bonuszahlungen von insgesamt einer Milliarde Euro sind eine nette Geste. Doch sie werden nicht an alle an der Pflege Beteiligten gezahlt. Außerdem seien Einmalzahlungen nicht nachhaltig, bemängelt Nicole Krug von der Gewerkschaft ›ver.di‹ in Bielefeld: »Sie haben keine Auswirkungen auf die Höhe des Gehalts oder später der Rente.«

Gerade für Pflegekräfte ist es schwierig, ihre Interessen wahrzunehmen. Die Fürsorge für die Patienten setzt Arbeitskämpfmaßnahmen auch in der Alten- oder Behindertenpflege enge Grenzen. In der Gesellschaft wird der Bereich gerne verdrängt. »Erst wenn ich da liege, merke ich, dass was schief läuft«, fasst Christian Janßen die Wahrnehmung vieler Patienten zusammen. Schichtdienst, Schwerstarbeit und emotionale Belastungen führen dazu, dass sich 71 Prozent der Pflegekräfte nicht vorstellen können, ihren Beruf bis zur Rente durchzuhalten. Wird es nicht endlich als gesamtgesellschaftliche Aufgabe gesehen, läuft das Gesundheitssystem weiter gegen die Wand.

► wörter davor

»Wie geht's denn so?« Welch unbedachte und dabei so folgenreiche Gesprächseröffnung! Ein Sesam-Öffner für Lamentos, die schon als Selbstgespräche unangenehm sind. Entschuldbar nur als Missgeschick. Was soll denn bitteschön die Antwort sein? »Wie soll's schon gehen?« wäre barsch; »Danke, gut« unglaubwürdig und mutmaßlich gelogen. »Geht's noch?!« geht schon mal gar nicht. Befördert den Verlauf der Unterhaltung nicht wirklich. Wobei unterhaltende »Unterhaltungen« momentan ja fast unanständig sind. Angesichts der Weltlage, äh, Zeitenwende.

»Weltlage? It's the economy, stupid!« (Bill Clintons PR-Team). Und darum: Egal ob Krieg, Pandemie oder Klimawandel: Kriegs- und Krisengewinnler haben zu zahlen! Vermögens- und Erbschafts-, Kapitalertragssteuer, das wäre »Zeitenwende!« Wenn die, die das durchsetzen möchten, nicht ständig im eigenen Nabel pulten, während sie aus allen Parlamenten fliegen.

Was geht? Samenbomben in Schottergärten werfen und ›Viertel lesen! In dieser Nummer: Gedanken zu den ersten NS-belasteten ›documentas‹. Rückblick auf die Ausstellung zur zweiten Frauenbewegung. Interview zur kulturellen Zwischennutzung der Rochdale Barracks. Loblied auf Hellmuth Opitz' neueste Gedichte. Gespräch zur Quotierung von Straßennamen. Gentrifizierung durch Mieterhöhung. Und vieles mehr. Politisch, kulturell, krisengeschüttelt. Kommen sie gut durch den Sommer!

Für die Redaktion, Matthias Harre

► vorlaut

Das Ende ist nah

Früher war es lustiger. Da tingelten Jehovas Pingel-Zeug:innen noch leibhaftig. Immer eine schöne Gelegenheit, selbstgebastelte Glaubenssätze zu bezeugen. Flurgespräche der heiteren Art. Heute, Karfreitag dräut, steckt ein schnöder Umschlag im Kasten. Inhalt: »Jesus ist gestorben, damit jeder, der auf ihn hört, leben kann.« »Wer nicht hören will, muss fühlen.« hieß es einst. Doch nicht lustiger, früher. Der Termin fürs »Abendmahl 2022« passt auch nicht. Enttäuschend, diese Postwurfmissionierung.



IN KÜRZE

Erinnerung
an Martin Langer

Martin Langer ist tot. Nie zuvor hat es mir so viel Schmerz zugefügt, solch einen Satz zu schreiben. Das einzige, was mich trösten kann ist, es anders auszudrücken: Die Welt ist ärmer geworden. Dies ist ein sehr persönliches Statement, doch es gehört durchaus an diese Stelle. In die Öffentlichkeit. Denn es gilt, an einen außergewöhnlichen Künstler zu erinnern. Er hat in Bielefeld gelebt, gelernt und gewirkt.

2021 kam sein Buch »Land des Lächelns« heraus. Langer-Fotos, die in den 80er Jahren in Bielefeld und Umgebung entstanden sind. Wir haben es in der Viertel #46 vorgestellt.

Mehr als alle Worte zeigen diese Fotos, wie einzigartig kunstvoll er Humor und Handwerk auf Langer-Art kombinierte. Was mir immer bemerkenswert erschien: Wer den eigentlichen Witz an der Sache nicht verstanden hatten, warf ihm vor, Menschen zu diffamieren. Wer aber den Witz verstanden hatte, erlebte anderes: Die Welt mit den Augen eines Menschen zu sehen, der einen bösen Blick auf dieselbe hatte. Das Menschliche, Allzumenschliche treffend erfassen zu können. Das geht dann oftmals wenig schmeichelhaft aus. Doch »diffamieren« lag ihm fern. Menschen bei irgendeiner »höheren Instanz« zu verpfeifen? Das schloss sich von selbst aus. Für Martin Langer gab es nur eine »höhere Instanz«: Martin Langer. Ärgerliches ist er eigenhändig angegangen,



Martin Langer mit Bernd Kegel, dem Autor dieses Artikels.

brenzliche Situationen inklusive. Das machte den Umgang selbst im Freundschaftlichen hin und wieder schwierig, anstrengend, aber auch unvergleichlich unterhaltsam und wertvoll!

Typisch für Martin: Er hatte 1000 Mal mehr Bewunderer als Freunde. Sein Buch wurde als Buch des Jahres gekürt, all solche Sachen. Was aber die Freundschaft angeht, so gibt es wenig, was mich mehr mit Freude und Dankbarkeit erfüllt als sagen zu können, dass wir mehr als 30 Jahre lang enge Freunde waren. Für das »Bielefelder StadtBlatt«, das ziemlich genau vor 20 Jahren sein Ende fand, haben wir einige Geschichten zusammen erarbeitet: Erlebnisse, die für mich unvergleichlich waren.

Er ist mir voraus gegangen. In der Qualität seiner künstlerischen Arbeit. Und jetzt auch auf dem letzten Weg. Ich bin untröstlich. Aber die Dankbarkeit überwiegt. Was hilft, ist ein Blick in das »Land des Lächelns«, das macht Spaß, und es macht Martin Langer unsterblich.

Ehre auch für die Unsichtbaren

Warum es endlich Zeit ist, mehr Straßen nach Frauen zu benennen, sagt die grüne Ratsfrau Christina Osei im Interview mit Silvia Bose



Annemarie Morisse: Lehrerin und liberale Politikerin nach dem Ersten Weltkrieg.

Viertel: Welche Frau würden Sie gerne mit einer Straßen- oder Platzbenennung ehren?

Christina Osei: Ich fände Dr. Annemarie Morisse klasse. Die Lehrerin wurde 1919 bei der ersten Wahl, bei der Frauen wählen durften, als erste weibliche Stadtverordnete gewählt. Sie war eine Frau mit Haltung und den

als Namensgeberin für einen Platz am Rathaus viel passender ist.

Müssen Frauen mehr Verdienste leisten, damit sie mit einem Straßennamen geehrt werden?

Das war lange so. Aber jetzt sind wir ja da, um das zu ändern.

Nazis ein Dorn im Auge. Es gibt aber viele andere: Die Gewerkschafterin Gerda Grube, die Kommunistin Marie-Luise Hartmann oder die Operndiva Sophie Crüwell. Die Wahl fällt schwer.

Was genau fällt schwer? Unserer überfraktionellen Arbeitsgruppe gehört fast das ganze im Rat vertretene Parteienspektrum an. Die Gleichstellungsstelle ist dabei und auch der Bund der Frauenvereine. Wir wollen also viele mitnehmen. Und ganz wichtig: die betroffene Bezirksvertretung muss auch dafür sein.

Die Konzert- und Theaterfreunde würden gerne den Platz vorm Rathaus nach der Bielefelder Operndiva ...

Die Crüwelli ist auf jeden Fall ehrenwert. Ich finde aber, dass eine Politikerin

Männer haben das Sagen, nennen Straßen nach Bebel und Bozi und sind sich dabei über Parteigrenzen einig. Läuft das so?

Das macht den Eindruck. Ich erinnere mich noch gut: Da war Helmut Kohl kaum unter der Erde – da wollte die Bielefelder CDU schon einen Platz nach ihm benennen. Männer werden immer sehr, sehr schnell geehrt. Und da sind sich die Männer dann auch sehr einig.

Wann wird denn ein Vorschlag Ihrer Arbeitsgruppe umgesetzt?

Ich hoffe sehr bald. Wie gesagt: Es ist nicht einfach.

Und wie geht es dann weiter?

Wir hoffen, dass in Neubaugebieten Straßen nach Frauen benannt werden. Und wir stellen uns vor, dass es nicht immer um verdiente Frauen gehen muss. Der große Platz im Ravensberger Park könnte zum Beispiel »Platz der Spinnerinnen« oder von mir aus auch »Platz der Fabrikarbeiterinnen« heißen. Wir würden sie damit sichtbar machen als wichtigen Teil der Gesellschaft. Wir wollen deutlich machen, dass Frauen in allen Bereichen gewirkt und gute Arbeit geleistet haben.

» Info »



Die Grüne Christina Osei ist Ratsmitglied und Bürgermeisterin. Sie hat mit anderen Frauen der rot-grünen Koalition eine überfraktionelle Arbeitsgruppe initiiert, die zum Ziel hat, verdiente Frauen mit der Benennung von Straßen zu ehren.

Die überfraktionelle Arbeitsgruppe initiiert, die zum Ziel hat, verdiente Frauen mit der Benennung von Straßen zu ehren.

Wieder zwei weniger

Der Bielefelder Westen wird noch teurer – und auch ärmer an Läden. Von Silvia Bose

Der Bielefelder Westen wird wieder ein bisschen ärmer. Diesmal geht es um den Kinderbuchladen »Kronenklauer« in der Arndtstraße, der in diesem Jahr schließen wird. Immerhin: »Wir sind optimistisch, dass es weiter geht, aber sehr wahrscheinlich eben nicht hier im Viertel«, sagt Sandra Diekmann. Sie hatte die Institution für Kinder- und Jugendliteratur in Bielefeld im vergangenen Jahr von der Gründerin Giesela Everts übernommen.

Der »Kronenklauer« öffnete 1982. Mit seinen kollektiven Strukturen wie gemeinsame Entscheidungen und kollektive Verantwortung, Einheitslohn und rotierender Zuständigkeit für verschiedene Arbeitsbereiche vom Putzen bis zur Buchführung, war der

Buchladen ein echtes Kind der 70er Jahre. Inhaltlich sollte es um »die Lebenswirklichkeiten von Kindern und Jugendlichen hier und anderswo, gegenwärtig und historisch« gehen, ist auf der Homepage über das Gründungsjahr zu lesen. Mit seinen Büchern eröffnete der »Kronenklauer« Raum auch für schwierige Themen wie Einsamkeit, Gewalt oder Armut, zeigte Mädchen und Frauen als Handlungsträgerinnen und lud ein, gesellschaftliche Institutionen wie Ehe, Familie und Schule kritisch zu bewerten und Autoritäten zu hinterfragen.

Die jungen und alten Kund*innen dürften sich sehr gefreut haben, als nach 39 Jahren der Generationswechsel gelang. Die Freude währte allerdings recht kurz. Schon im ver-

gangenen Jahr teilte der Vermieter mit, dass er die Miete auf 19 Euro für den Quadratmeter erhöht. »Es war schnell klar, dass wir das nicht erwirtschaften können«, sagt die Inhaberin Diekmann. Sie sieht den »Kronenklauer« als Opfer fortschreitender Gentrifizierung.

Die könnte sich durch die Corona-Pandemie noch beschleunigen. Der Kinder-Secondhand-Laden »Lokolieschen«, ebenfalls in der Arndtstraße, musste im März aufgeben. Damit scheiterte nach anderthalb Jahren ein Generationswechsel. Die Betreiberin Laura Benecke hatte den Laden im Corona-Jahr 2020 übernommen. Der Zeitpunkt sei wohl nicht der beste für einen Neustart gewesen, schrieb sie auf Facebook.

Anzeigen

TIM'S
Leihwagen

- PKW
- LKW
- Kleintransporter
- 9-Sitzer
- Anhänger
- Unfallersatz
- KFZ-Werkstatt

Walther-Rathenau-Str. 77 • 33602 Bielefeld
05 21 - 6 40 50
www.timsleihwagen.de • info@timsleihwagen.de

mondo
buchhandlung

elsa-brändström-straße 23
33602 bielefeld
05 21 64 163
kontakt@mondo-bielefeld.de

leicht,
flexibel, unabhängig

cambio
CarSharing

CarSharing
Tel. 0521-633 33 | www.cambio-CarSharing.de

Weil die Politik schläft

Viele könnten sich Nachhilfe sparen, wenn Schule vernünftig finanziert würde, sagt Andreas Lehmann von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Gespräch mit Silvia Bose

Viertel: Welche Rolle spielt es, ob sich Eltern Nachhilfe leisten können oder nicht?

Andreas Lehmann: Eine große! Kinder von Eltern, die keine Nachhilfe finanzieren können, bekommen schlechtere Abschlüsse und werden auch schlechtere Chancen in ihrem Leben haben. Nachhilfe führt eindeutig zu immer größerer Bildungungerechtigkeit.

Worum geht es bei Nachhilfe genau?

Bei dem kleineren Teil geht es darum, dass die Kinder sich von einer 5 auf eine 4 verbessern und versetzt werden. Beim größeren Teil geht es darum, dass sich Kinder mit 3er oder 4er Noten auf eine 2 verbessern sollen. So ermöglichen Eltern, die es sich leisten können, ihren Kindern bessere Bildungsabschlüsse.

Ist Nachhilfe der Ersatz für fehlende individuelle Förderung an Schulen?

Jein! Nachhilfe ersetzt nur im Leistungsbereich fehlende Förderung. Aber Leistung ist ja nicht das einzige, was Schule ausmacht. Es geht ja auch darum das Lernen zu lernen. Es geht darum, Ängste abzubauen oder ein soziales Miteinander zu gestalten. All das kann Nachhilfe nicht leisten.

Was läuft schief, wenn fast jeder fünfte Schüler Nachhilfe nimmt?

Deutschland hat den Übergang zur Ganztagschule verschlafen, wo Kinder mehr Betreuungszeit haben. Wir brauchen einen gebundenen Ganztags, in dem alle Kinder von morgens 8 bis nachmittags 16 Uhr in der Schule sind und dort spielen, lernen und sich ihren Projekten widmen können – und zwar gestützt von multiprofessionellen Teams. Dazu gehören neben Lehrern, Sozialarbeitern und Handwerkern, die Einblicke in die Arbeitswelt geben, auch Lerntherapeuten und Psychologen. So kann Kindern mit Problemen in der Schule geholfen werden.

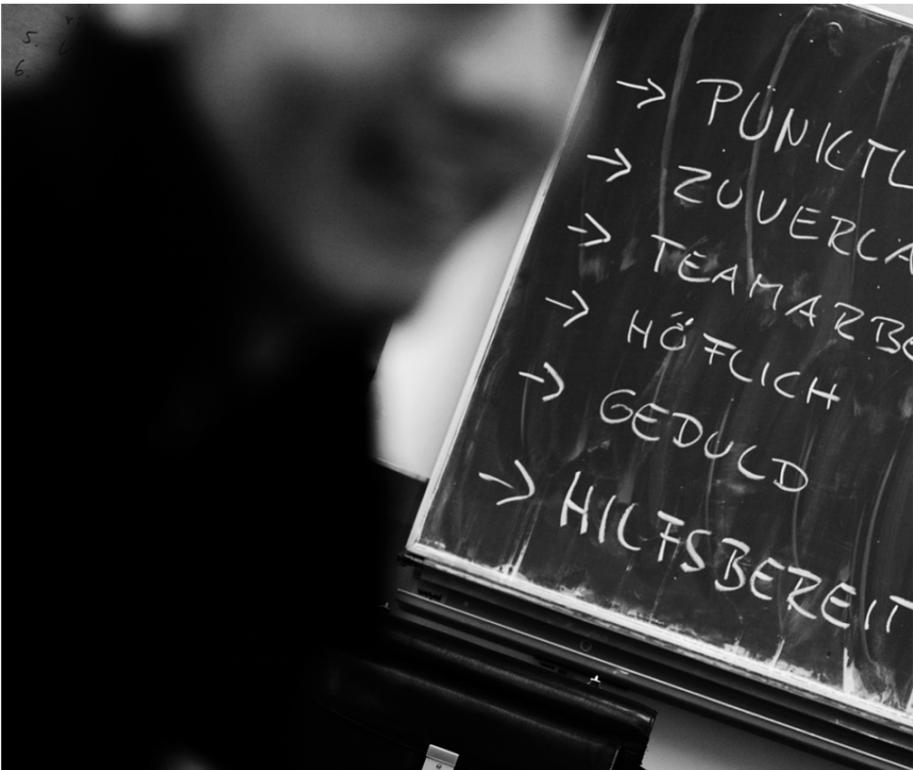


FOTO: VET METTE

Wie wichtig ist die Größe der Klassen?

Sehr wichtig! Ich habe rund 20 Jahre in so genannten »Betrieb und Schule-Klassen« und »F9-Förderklassen« Schüler*innen unterrichtet, die alle nicht in die Klasse 9 versetzt worden waren. In diesen Klassen waren zwischen 10 und 14 Kinder und Jugendliche. Das war ein tolles Arbeiten und Lernen. In der Regel haben 80 Prozent dieser Schüler*innen den Hauptschulabschluss nach Klasse 9 bekommen. Mit kleinen Klassen geht viel mehr!

Zurück zur Nachhilfe. Um Corona-Lernlücken auszugleichen, fördert das Land und auch der Bund auch Nachhilfe ...

Ich frage mich, warum man dieses Geld nicht direkt in Schulen gibt. Die können sich, wenn sie unbedingt wollen, kommerzielle Anbieter ins Haus holen. Aber es wäre doch viel sinnvoller, wenn diese Leute in Schulen festeingestellt wären und dort helfen könnten, Bildungsdefizite aufzuarbeiten.

Manch einer argumentiert, dass im internationalen Vergleich in anderen Ländern mehr Geld für Nachhilfe ausgegeben wird als in Deutschland?

Solche Vergleiche sind völlig albern. Es nützt nichts, sich mit den USA oder Südkorea zu vergleichen. Wir haben hier ein staatliches Schulsystem mit Schulpflicht und dann muss der Staat auch dafür sorgen, dass genügend Lehrer*innen da sind, die in ausreichend kleinen Lerngruppen Unterricht anbieten und alle Kinder gut fördern können.



» Info »

Andreas Lehmann hat über 40 Jahre als Hauptschullehrer an verschiedenen Hauptschulen in Bielefeld gearbeitet und ist Mitglied im Geschäftsführenden Ausschuss der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Bielefeld.

Nachhilfe in Zahlen

Je höher der Bildungsabschluss ist, desto mehr geben Eltern für Nachhilfe aus. Insgesamt sind es knapp 0,9 Milliarden

In Deutschland geben Eltern jährlich knapp 0,9 Milliarden Euro für außerunterrichtliche Nachhilfe aus. Das fand die Bertelsmann Stiftung im Jahr 2016 mit einer repräsentativen Elternbefragung heraus. Zu dieser Schätzung kommen außerdem noch die öffentlichen Ausgaben für Förder- und Nachhilfeunterricht wie die Leistungen des »Bildungs- und Teilhabepakets« für Nachhilfeunterricht oder die Bildungsgutscheine, die jetzt im Rahmen des Förderprogramms »Ankommen und Aufholen nach Corona« an die Schulen vergeben werden (siehe Text unten).

Eltern geben durchschnittlich 87 Euro im Monat für Nachhilfe aus – je höher der Bildungsabschluss desto mehr. So investieren Akademiker*innen durchschnittlich rund 102 Euro für die Nachhilfe ihrer Kinder, Eltern ohne einen Schulabschluss 32 Euro.

Nach der Bertelsmann-Studie bekommen 14 Prozent aller schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen Nachhilfe – vor allem in Mathe und Fremdsprachen. Unter Schüler*innen an Gymnasien ist Nachhilfe besonders verbreitet (18,7 Prozent). Für Grundschüler*innen spielt diese Unterstützung noch eine geringe Rolle (5 Prozent).

Ankommen und Aufholen

Gutscheine für Nachhilfe sollen die Lernlücken der Corona-Pandemie schließen. Von Silvia Bose

Lockdown, Home-Schooling und Hybridunterricht – die Schule forderte den Kindern und Jugendlichen in der Pandemie viel ab. Kein Wunder, dass mehr als ein Viertel der Schüler*innen bei sich große Lernrückstände sieht, so das Institut für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Deutschen Telekom Stiftung. Die meisten Eltern sehen die Schulen in der Pflicht. Vor allem Halbtagschulen kommen da an ihre Grenzen.

»Wir bieten auch einiges in der Schule an, zum Beispiel über einen neuen Kollegen, der zehn Stunden in der Woche im Unterricht unterstützt oder auch in Kleingruppen arbeitet«, sagt Andrea Prochnau, Leiterin der Bosse-Realschule. »Aber in einer Halbtagschule können wir nicht alles auffangen.« Sie freut sich daher über die Bildungsgutscheine, die das Land NRW und der Bund im Programm »Ankommen und Aufholen« finanzieren. So ein Gutschein beinhaltet zehn Lerneinheiten à 90 Min bei einem vom Land zertifizierten Bildungsanbieter – und zwar in Kleingruppen von bis zu 6 Schüler*innen. Welche Schüler*innen die Gutscheine bekommen, entscheiden die Schulen. Wo sie eingelöst werden, bestimmen die Eltern und Schüler*innen.

In Bielefeld kommen insgesamt 5.000 Bildungsgutscheine im Wert von 1 Million Euro an. 62 davon landen in der Bosse-Realschule mit ihren 400 Schüler*innen. Die Schule will die Gutscheine gleichmäßig auf die Klassen 5 bis 9 verteilen. »Das ist sehr viel Arbeit«, sagt Prochnau. »Die Lehrer sprechen Eltern von Kindern mit Förderbedarf an, die mit großer Wahrscheinlichkeit das Angebot auch wahrnehmen.« Denn wenn ein Bildungsgutschein innerhalb von zwei Monaten nicht eingelöst ist, verfällt er und kann an einen anderen Schüler vergeben werden. Das kostet Zeit und Mehrarbeit. Die Schule will aber die Bildungsgutscheine möglichst schnell an die Schüler*innen bringen.

Die Schulleiterin weiß, dass sich viele Eltern und Schüler*innen schon selbst auf den Weg zur Nachhilfe gemacht haben. Wer zum Beispiel Mathenachhilfe googelt, landet nicht selten beim digitalen Nachhilfe-Anbieter »Gostudent« mit Sitz in Wien. Dessen Gewinn hat sich nach eigenen Angaben im vergangenen Jahr verzehnfacht. Digitale Nachhilfe boomt.



LORBEER-APOTHEKE

Seit
50 Jahren
mitten im
Bielefelder
Westen

– Naturheilkunde –
– Homöopathie –

Apotheker Dietmar Becker e. K.
Siechenmarschstraße 32
33615 Bielefeld
Telefon 05 21 / 12 25 41

www.lorbeer-apotheke.de

Urbi, orbi, transurban: »Freiraum« für die Kunst!

Am 18. August startet in den Rochdale Barracks ein Kunstprojekt, das auf den gesamten Bielefelder Stadtraum ausstrahlen soll. Mit Georg Barringhaus von der kollektiven Projektplattform »Transurban« sprach Bernd Kegel



FOTO: TRANSURBAN RESIDENCY KICK OFF RESEARCH – PATRICK POLLMEIER

Viertel: Die Lokalpresse jammert gerade mal wieder, dass »viel zu wenige Menschen in die City kommen«, ... was vor allem den Händlern schlecht bekomme. Was habt Ihr dazu anzumerken?

Georg Barringhaus: Der öffentliche Raum ist immer gesellschaftliches Abbild und Spiegel unseres Denkens. In der Art und Weise, wie wir ihn gestalten und nutzen, prägen wir dann auch wiederum unser Handeln und Denken. Aus dieser Betrachtungsweise heraus

zeigt sich das große Potenzial des öffentlichen Raums als ein Biotop. Er kann gestaltet werden, er ist ein Möglichkeitsraum gesellschaftlichen Wandels. Machen wir ein Gedankenexperiment und räumen den öffentlichen Raum leer: Anhand welcher Funktionen, Werte und Ideale würden wir ihn – als Einzelne und auch als Gemeinschaft – nutzen und gestalten wollen? Da offenbart sich für uns die Bedeutung des öffentlichen Raumes als »Freiraum«!

Was sind denn für euch die Kriterien, die einen lebenswerten Ort für und durch die Gemeinschaft ausmachen?

Es ist die Möglichkeit, ihn überhaupt gestalten und nutzen zu können. Ideen einzubringen, die durch ihn selbst ausgelöst wurden. Da gibt es viele Begriffe – Polyfunktionalität, Aufenthaltsqualität, visuelle Ästhetik, Naturverbundenheit, »Transurban« greift die Idee und das Modell des »common space« auf, dem öffentlichen Raum als Allgemeingut, als »Allmende«. Ein Ort, der grundsätzlich für jede/n zugänglich ist, der durch Respekt und Austausch seine Wirksamkeit entfaltet.

Warum gerade Bielefeld?

Die »Transurban Residency« reist durch ganz NRW. Dabei lotet sie Strategien der urbanen Kunst aus, wie das (Un)-Mögliche von Stadt aussehen könnte; bringt Akteure in gegenseitigen Austausch und verbindet Disziplinen, auch über die Stadtgrenze und andere Grenzen hinweg. Der Erstkontakt mit der Stadt Bielefeld war fruchtbar, und die Möglichkeiten in der künstlerischen Verwandlung der Rochdale Barracks als regionales Modell scheinen fast grenzenlos. Seit der Erbauung der Barracks, 1936 als »Langemark Kaserne«, ist das Gelände von der Öffentlichkeit abgeschnitten gewesen. Nach dem Abzug der britischen Streitkräfte möchte die Stadt dort ein neues Quartier errichten. Im Rahmen der »Residency« werden wir die Barracks erstmals öffentlich zugänglich machen, einen Übergang schaffen zum Stadtraum. Hier wollen

wir die Bielefelder*innen zur Mitgestaltung einladen.

Da können wir mitmachen, als Normalos? Mitmachen ist erwünscht und erhofft! Derzeit suchen wir Mitgestalter*innen für das Kulturprogramm im Sommer: ein vierwöchiges Programm urbaner Kunst, Kultur und Forschung, das alles zum Mitmachen, Entdecken, Aneignen.

Gibt es eine gedankliche Verwandtschaft zu »reclaim the street« oder ähnlichem?

»Transurban« ist eine Plattform für urbane Kunst, damit ist gemeint: eine Kunst, die im urbanen Raum wirkt. Eine Kunstform, die im öffentlichen Raum ortsspezifisch interveniert. Sie bewegt sich im Spannungsfeld von autorisiert und nicht-autorisiert. Zu ihren Strategien zählen unter anderem das »Flanieren« oder »Tresspassing«. »Aneignung« ist ein zentraler Begriff, der sich in den Ideen von »Occupy« und »Reclaim the Streets« wiederfindet.

» Info »

Wer Lust hat, die Aktivitäten von »Transurban residency« im Vorfeld kennenzulernen, ist für den 18. Juni 2022 eingeladen, das ehemalige Militärgelände an der Oldentruper Straße zu einem Preview-Event zu besuchen. Mehr: www.trans-urban.de Künstlerische Ideen für das Sommerprogramm senden an: aktiv@trans-urban.de

Die Austrittswunde ist größer als die Eintrittswunde

Hellmuth Opitz hat seinen zehnten Gedichtband veröffentlicht. Zu Recht, meint Matthias Harre



FOTO: PENDRAGON-VERLAG

Der Pendragon Verlag feiert im diesem Jahr sein Vierzigjähriges, Hellmuth Opitz ist seit 39 Jahren dabei. Zehn Gedichtbände sind seitdem erschienen, Opitz zur festen Instanz geworden. Keine Sorge, wir wollen hier keinen

Rückblick auf das umfangliche Werk des Bielefelder Poeten werfen, dafür reicht der Platz nicht. Aber für eine Besprechung der aktuellen »Flauschnacht Rauschnacht« schon. Und der scheinbar trockene Anfang dieser Rezension will den Autor davor bewahren, sich allzu schnell in Formulierungen der Begeisterung zu suhlen. Denn die wären durch-

aus angebracht, angesichts der verschwenderischen Leichtigkeit, die Opitz in den versammelten Stücken Lebensbetrachtung anbietet. Jetzt aber mal zur Sache.

»Flauschnacht Rauschnacht« versammelt 68 Gedichte in sieben Kapiteln, die den Band thematisch ordnen und einem Aufschlag, dem titelgebenden »Durch diese Flauschnacht«. Im Entrée grüßen die intimen, erotischen »Hohelieder aus den Zeiten des hohen C«. Sie ist ja eine seiner liebsten Leidenschaften, die Liebe – und Opitz feiert die einzigartigen Momente der Zweisamkeit, das innere Vorglühen und die sich schon wieder vorfreuenden Nachgedanken: »Du ... drehest dich um mit diesem unverschämten Grinsen, das sagte: Ich drück mal auf Repeat, kamst dann zurück: mit diesem wunderbar wippenden Gang, der mir heute noch nachgeht, ...«. Wären doch nur mehr magische Momente mit Repeat-Tasten ausgerüstet!

Sich in die Anfangszeiten der Pandemie, in die Einzelzellen des vom Virus diktierten

Lockdowns zurückzudenken, bedarf nicht unbedingt der Wiederholung? Oh doch, wenn wir darauf hingewiesen werden, denn »Stoisch stapften wir durch die Statik/dieser Tage, Gewohnheiten möblierten/ unser Weltbild und wir waren dumm/genug zu glauben, die Zeit sei eingefroren.«

Ganz entzückend auch die Petitesse um die Mehrdeutigkeiten des Vogelgesangs, Verneigungen vor weißen Haien, die verschiedenen Reisenotizen und immer wieder der nahsichtige Blick aufs Altern, der sich in vielen Stücken findet: »Dereinst mal so verlöschen dürfen wie dieser Abend,/ hinausbegleitet von der Gnade eines solchen Sommers,/ ja, allmählich verlöschen wie der letzte weiße Fleck/deiner Buchseite und dann: völliges Dunkel und du/tastest auf dem Tisch schon mal vor, wie sie sich/ anfühlt, die Zukunft, Ihr Holz, ihre Maserung.«

Opitz vermag es, wieder einmal, Wirklichkeit in Sprachbilder zu verdichten, den Blick auf Wesentliches zu zentrieren, ganz wie es

die Aufgabe der Poesie ist. Im Lesen seiner Texte lässt sich riechend, schmeckend, fühlend hören, wie sich eigene Assoziationen zu umfanglichen Tableaus zusammensetzen.

Verlöschen wie der letzte weiße Fleck

Die dichterische Essenz ist kein geheimnistuerisches, esoterisches, zu dechiffrierendes Geräusch, sondern wertvolles Konzentrat, nach Belieben mit dem eigenen Erinnern aufzuschäumen. Cheers!

Der Pendragon Verlag hat seines dazu getan und einen feinen festen Einband spendiert. Noch ein Grund mehr, »Flauschnacht Rauschnacht« beim nächsten Besuch im Buchladen des Vertrauens einzupacken.

» Info »

Hellmuth Opitz, Flauschnacht Rauschnacht, Pendragon 2022, 20 Euro

Buch tipp
Ihre Buchhandlung im Bielefelder Westen!

- Bücher und Hörbücher
- Schöne Postkarten
- Besondere Geschenkartikel & erlesene Schals
- Ausgewählte Musik

Ihr eiliges Buch ... heute bestellt, morgen da!

Öffnungszeiten
Mo-Fr: 9.00 - 13.00 Uhr
15.00 - 18.30 Uhr
Sa: 10.00 - 14.00 Uhr

Kommunikation
Fon 05 21 - 9 86 26 60
www.buch Tipp-bielefeld.de
lesen@buch Tipp-bielefeld.de

Christiane Lemcke

Meindersstraße 7 · 33615 Bielefeld

Ihre Buchhandlung für **Politik & Poesie**

eulenspiegel

Hagenbruchstraße 7
33602 Bielefeld
Fon 05 21.17 50 49
Fax 05 21.13 35 10
e-mail: buch_eulenspiegel@gmx.de
www.buchladen-eulenspiegel.de

DIE KRONENKLAUER

KINDER- UND JUGENDBÜCHER

Goldbach 27 / Ecke Arndtstraße / 33615 Bielefeld
0521.12 41 11 / mail@kronenklaue.de
www.kronenklaue.de

Nur noch kurz die Welt retten

Für ein Gespräch mit Olaf Scholz trat Lina Eichler von der ›Letzte Generation‹ in den Hungerstreik. Zu Forderungen und Motivation sprach mit ihr Ulrich Zucht

Viertel: Du warst 20 Tage im Hungerstreik, hast deine Gesundheit gefährdet, nur um den damaligen Kanzlerkandidaten Olaf Scholz zu sprechen. Hat sich das gelohnt?

Lina Eichler: Wenn der Hungerstreik als Mittel gewählt wird, zeigt das ja auch eine Art von Verzweiflung. Also Hungerstreik ist eines der letzten Mittel. Wir haben uns, bevor wir in den Hungerstreik getreten sind, bewusst gemacht: Was sagt die Wissenschaft zur aktuellen Situation? Die Wissenschaft sagt, noch zwei bis drei Jahre. Wirklich nur noch zwei bis drei Jahre, bis die Schwellen dann komplett überschritten sind und das Auswirkungen auf die Zukunft der nächsten Generation hat. Wer sich das bewusst macht, dem macht das Angst. Und dann muss man handeln. Deshalb habe ich mich und wir als Gruppe uns entschlossen, in den Hungerstreik zu gehen. Und was wir gefordert haben, war eine ganz leichte und nachvollziehbare Forderung. Mit dem Olaf Scholz wollten wir über den Klimanotstand reden. Nur ein einfaches Gespräch. Am Ende hat er zugesagt, für nach der Wahl. Was nicht ganz unseren Forderungen entsprach. Aber es hat stattgefunden.

Klar wurde, dass die Politik die Klimakrise und die Fakten vollkommen ignoriert. Schon deswegen, hat es sich gelohnt. Gelohnt in Anführungsstrichen. Denn was das ausgelöst hat, auf verschiedenen Ebenen, besonders medial, allein wie viele Menschen auf einmal darüber geredet haben.

Was wir versuchen, ist ja, immer wieder zu kommunizieren, dass wir uns im Augenblick in einem extremen Notfall befinden. Einen Kipppunkt nach dem anderen erreichen. Ja, und das hat schon den Diskurs verschoben und zur gesellschaftlichen Diskussion ange-regt. Deswegen war es richtig, diesen Hungerstreik zu machen.



FOTO: PRIVAT

»Ich glaube, wir müssen jetzt Aktivismus machen, wo wir die maximale Störung erreichen«.

Eure Aktionen bisher – nicht nur der Hungerstreik – sind sehr spektakulär, aber auch gefährlich. Insbesondere für Euch selbst. Was treibt euch an?

Was mich antreibt ist, wie gesagt, dass die Wissenschaft genau sagt und berechnet, wir erreichen die 1,5 Grad 2030, wir erreichen die 2,5 Grad 2050. Das sind Szenarien, die möchte ich mir nicht ausmalen, wie die Welt bei 1,5 Grad Erwärmung aussieht. Uns steht halt der Zusammenbruch der menschlichen Zivilisation bevor. Definitiv, sagt die Wissenschaft. Wir können beobachten, was jetzt schon passiert. Daher finde ich, wir sollten nicht weiter darüber reden, welche Mittel wir wählen. Ob wir jetzt Autobahnen blockieren oder in den Hungerstreik treten. Wir sollten darüber reden, warum wir das machen. Und das es Tag für Tag schlimmer wird. Und das wir jetzt alle verpflichtet sind zu handeln.

Und nun tobt in der Ukraine Krieg. Ihr seid raus aus der Öffentlichkeit. Alle Forderungen aus Politik und Gesellschaft werden relativiert. Was bleibt, angesichts des Krieges, von euren Zielen?

Fakt ist, dass durch den Klimakollaps und alles, was das mit sich bringt, es immer nur noch mehr und mehr Kriege geben wird in Zukunft. Wir finanzieren hier mit den fossilen Energien, die wir beispielsweise von Putin



Blockadeaktion Autobahn 661 in Frankfurt.

FOTO: LETZTE GENERATION

kaufen, weiterhin Kriege. Dadurch werden wir immer tiefer in die Klimakrise rutschen. Immer weniger Ressourcen, keine Möglichkeit mehr Lebensmittel anzubauen. Dann wird es in Zukunft mehr und mehr Kriege um Wasser, um Nahrungsmittel, um Land geben. Da sollten wir auch mal den Blick drauf richten.

Wir haben eine neue Forderung: Stoppt den fossilen Wahnsinn. Wir wollen, dass die großen Banken nicht weiter den Ausbau der fossilen Infrastruktur finanzieren. Deshalb gehen wir nach Frankfurt am Main mit der nächsten Aktionswelle. Und ja, es werden mehr und mehr Kriege entstehen, und deshalb müssen wir jetzt weiter mit diesen Aktionen machen.

Klingt ziemlich apokalyptisch. Was macht Euch noch Hoffnung?

Die Hoffnungsfrage ist schwierig. Wir haben gesehen, am Freitag mit den ›Fridays for Fu-

ture‹, die waren mit sehr, sehr vielen Menschen auf der Straße. Aber, Klimademos an sich alleine, bringen einfach nichts. Die üben keinen Druck aus. Wir sind an einem Punkt, wo wir zivilen Ungehorsam leisten müssen! Ich habe keine Lust, irgendwie Aktivismus zu machen, der so ›Schulter-klopf-Aktivismus‹ ist: Schön, dass du mal bei ›Fridays for Future‹ mitgelaufen bist. Danach kannst du wieder deinen normalen Alltag nachgehen. Ich glaube, wir müssen jetzt Aktivismus machen, wo wir die maximale Störung erreichen. Auch mit einer persönlichen Risikobereitschaft. An Stellen, wo wir wirklich stören können. Und mir gibt es dann Hoffnung, gerade noch ein bisschen Einfluss zu haben und vielleicht etwas verändern zu können. Auch wenn, was die Wissenschaft prophezeit oder weiß und kommentiert: Um die Zukunft sieht es gerade nicht gut aus.

Ziviler Ungehorsam ist ein Argument

Die Dynamik der existenziellen Veränderungen des Klimas zu brechen, ist das Ziel der ›Letzte Generation‹. Von Matthias Harre

Sie kleben sich an Autobahnbrücken und Hauptverkehrsstraßen, ketten sich an Fußball- und Konzerntore, blockieren Regierungsviertel und hungerstreiken unter Gefährdung des eigenen Lebens. Die ›Letzte Generation‹ (LG) ist die seit dem Millenniumswechsel jüngste der Widerstandsbewegungen gegen das Ignorieren des Klimawandels. ›Fridays for Future‹ (FFF) hat mittlerweile reichlich Unterstützung: ›Friends‹, ›Scientists‹, ›Parents‹, Omas und Opas supporten die ›Fridays‹ nach Vermögen. ›Extinction Rebellion‹ (XR) gilt als zweite große Gruppe und war vor den Aktionen von LG stärker im Fokus der Presseöffentlichkeit.

Was nicht heißen soll, dass die unterschiedlichen Zusammenschlüsse miteinander in Konkurrenz stehen. Anders als zum Beispiel die ähnlich rebellischen linken Splittergruppen der 1960/70er Jahre, deren Ineffizienz sich auch aus den erbitterten interfraktionellen Auseinandersetzungen erklären lässt. Inhaltlich unterscheiden sich die

Klimaaktivist:innen also nicht voneinander, wie auch? Immerhin teilt selbst der, der Spinnerei unverdächtige, UN-Generalsekretär António Guterres spätestens seit dem letzten IPCC-Bericht dessen Analysen: »Ich bin hier, um Alarm zu schlagen ... Wir stehen am Rande des Abgrunds und bewegen uns in die falsche Richtung. Unsere Welt war noch nie in größerer Gefahr ... Anstelle von Demut ... sehen wir Anmaßung. Anstelle des Wegs der Solidarität, sind wir in einer Sackgasse der Zerstörung.«

Besser hätten es auch Klimaaktivist:innen nicht erklären können. Ihnen geht es darum, darauf hinzuweisen, dass die Uhr tickt, dass die »tipping points« der Klimaentwicklung vor der Tür stehen. Kipppunkte bezeichnen die Momente, an denen sich Veränderungen als nicht wieder umkehrbar, als irreversibel erweisen. Beispiele: Grönland-, Arktis- und Antarktiseis-schmelze, endgültige Regenwaldzerstörung, Veränderung des El-Niño-Phänomens sind Ereignisse, die stattfinden. Jetzt.

Dass ihre Aktionen direkt zur Weltrettung beitragen, glauben auch die Aktivist:innen nicht. Es geht darum, die Finger in die Wunden zu legen, die der Lifestyle der Wachstumsideologien dem Planeten zufügen. Die Reaktionen auf die Aktionen der ›Letzte Generation‹ sprechen für sich. Neoliberale Ideologen – und es sind in großer Mehrzahl Männer, darum wird hier nicht gegendert – beharren auf der Reparaturkompetenz kapitalbasierter Wissenschaft. Und ignorieren deren ja in Menge vorhandenen Warnungen konsequent, indem sie Lösungsansätze an Wirtschaftlichkeitsargumente koppeln. Wer in den sozialen Netzwerken die Kommentarspalten von FFF, XR und LG durchforstet, findet aufschlussreiche Offenbarungen. Hier eine zufällige Auswahl: T. G.: »Hoffentlich seid ihr wirklich die letzte Generation. Und danach kommen wieder intelligente Menschen zur Welt. Ihr seid nur nervig.«, V. K.: »Wo bleibt denn nun endlich die Klimaerwärmung? Im April war es kalt und es hat Ge-

schneit.«, W. D. S.: »Stoppt Euren totalitären Wahnsinn! Ihr seid wirklich das Letzte, ganz ohne Generation...«

Die Streiter:innen der ›Letzten Generation‹ verstehen sich nicht als letzte Generation der menschlichen Spezies, sondern als letzte Generation, die noch die Möglichkeit hat, die Dynamik der existenzbedrohenden Veränderungen des Klimasystems zu verlangsamen oder sogar zu ändern. Wenn relevante Entscheidungsträger:innen in Politik und Wirtschaft deren Argumente, die eigentlich nur eine Übersetzung wissenschaftlicher Befunde sind, nicht ernst nehmen, werden die Folgen des real gewordenen Kipppunkt-Mechanismus den Zustand der Welt stärker beeinflussen, als heute vorstellbar ist.

» Info »

Mehr unter: letztegeneration.de, extinctionrebellion.de, fridaysforfuture.de

Die Frauenbewegung kommt ins Museum

Die Ausstellung ›frauenbewegt‹ im Historischen Museum zeigt, wie wichtig Feminismus heute noch ist. Von Bernd J. Wagner

»Je mehr ich mich mit der Ausstellung auseinandergesetzt habe, desto feministischer würde ich.« Wie der Ausstellungskuratorin Friederike Meißner geht es vielen Besucher*innen, die in diesen Tagen ins Historische Museum gehen und sich die Ausstellung ›frauenbewegt‹ anschauen. Die Ausstellung konzentriert sich auf die zweite Frauenbewegung seit den 1970er Jahren und ihren Spuren in Bielefeld. Es sind vor allem Initiativen, Institutionen und Organisationen, die im Mittelpunkt stehen: zum Beispiel das Fraze (Frauenkulturzentrum), die Gleichstellungsstelle der städtischen Verwaltung, das autonome Frauen- und Lesbenreferat an der Universität, das Mädchenhaus, BellZett und Künstlerinneninitiativen.

Wer diese Jahre nicht bewusst erlebt hat, muss viel lesen oder die Videos von Zeitzeuginnen anschauen und den Alltag von Frauen wie ein Puzzle zusammensetzen. Erst dann ist die Frustration und Wut vieler Frauen verständlich angesichts alltäglicher Lebenswelten, die sie zu Bürgerinnen zweiter Klasse machen, obwohl das Grundgesetz Gleichberechtigung verspricht. Und erst dann wird deutlich, was die Solidarisierung von Frauen in den 70er und 80er Jahren veränderte – für die Frauen und für die Gesellschaft.

Femizide mitten unter uns

Die Ausstellung als abgeschlossene Geschichte zu sehen, geht gar nicht. Wie zum Beispiel die Geschichte des Frauenhauses als Reaktion auf häusliche Gewalt, die noch heute zum Alltag fast jeder zweiten Frau gehört. Es sollte keine*r glauben, dass die Gründung in einem



breiten gesellschaftlichen Konsens erfolgte. Sie musste erkämpft werden, gegen eine Mehrheit, die die Realität nicht sehen wollte. Das Private ist das Politische! Es ist für die Gesellschaft eben nicht egal, was hinter den Türen in Wohnungen passiert. In einem privaten Raum, der für Frauen lebensgefährlich sein kann. Femizide finden nicht nur in fernen Ländern statt, sondern auch mitten unter uns:

Jeden zweiten Tag wird in Deutschland eine Frau ermordet. Das ist nicht nur beschämend, es macht wütend.

Genauso wie die Betonung des Geschlechts, wenn es um gesellschaftliche Teilhabe geht. Obwohl die Frauenbewegung schon in den 70er Jahren den ›gender pay gap‹ an den Pranger stellte, gehört die schlechtere Entlohnung von Frauen bis heute zur Wirklichkeit. Und

die Geschichte des Feminismus? Reif fürs Museum? Ja, sicher, als Zwischenbilanz. Aber der Kampf hat nichts an Aktualität eingebüßt. So wird in der jüngeren Generation längst wieder von einem Rollback gesprochen. Feminismus als Ziel ist noch lange nicht erreicht, wenn Männer im Sitzen pinkeln, die Toilette sauber machen oder drei Monate Erziehungsurlaub nehmen. Noch heute legt Nina Hagens Song von 1978 »unbeschreiblich weiblich« den Finger in die Wunde, wenn sie singt »Ich habe keine Lust, meine Pflicht zu erfüllen!« Pflicht?

Feminismus als neue Ethik

Was Feminismus heute bedeuten kann, dazu gibt es in der Ausstellung auch Antworten. Mareike Wetzel vom Naturtrüb-Kollektiv wünscht sich eine Gesellschaft, in der Geschlechter keine Rolle mehr spielen, sich der Feminismus für Alle öffnet und eine neue Ethik begründet. Die Frage, ob wir heute noch Feminismus brauchen, stellt sich nicht. Die reale Abwertung von Frauen, die global zu beobachten ist, fordert feministisches Engagement. Sabine Marx, die in den achtziger Jahren im autonomen Frauen- und Lesbenreferat engagiert und an der wichtigen feministischen Zeitung ›Tarantel‹ beteiligt war, ist zuversichtlich: »Ich bin ganz optimistisch, wenn ich sehe, welche Power die jungen Frauen haben.«

» Info »

Die Ausstellung »Frauenbewegt. Aufbrüche in Bielefeld ab 1970« war bis vor Kurzem im Historischen Museum zu sehen.

Da geht wieder was

Dem Virus war die lange kulturelle Pause geschuldet. Nun meldet sich das Stadtteilzentrum Bürgerwache mit neuen Ideen zurück. Von Daniel Bloch

Lange Zeit ging nichts bis wenig. Doch mittlerweile normalisiert sich das Leben, auch kulturell. Mit kleinen Konzerten – kaum oder gar nicht elektronisch verstärkt – meldet sich das Stadtteilzentrum Bürgerwache nach der erzwungenen Coronapause zurück. »Wir planen einmal pro Monat an einem Donnerstagabend ein kleines Biergartenkonzert vor der Bürgerwache: ›klein & fein‹ heißt die Konzertreihe, mit der wir Künstlerinnen und Künstlern aus der Region die Möglichkeit bieten, sich in einem besonderen Rahmen live zu präsentieren. Der Eintritt ist frei, über Spenden freuen wir uns,« sagt Anna Sümening vom Team der Bürgerwache. Bis zum Jahresende soll mit der Konzertreihe ›klein & fein‹ monatlich mindestens ein musikalisches Kleinod den Gästen und

Freunden des Zentrums geboten werden. »Auch um sich bei den SpendenunterstützerInnen für die Solidarität in der Zeit des Lockdowns und den eingeschränkten kulturellen Möglichkeiten zu bedanken.« Die Termine und auftretenden KünstlerInnen stehen zwar noch nicht alle fest, werden aber kurzfristig veröffentlicht.

Musik am Biergarten

Schon im vergangenen Jahr startete die Bürgerwache mit der neuen Reihe. »Das Ganze war eine Idee, um coronakonform wieder kulturelle Angebote zu ermöglichen,« sagt Anna Sümening. Bei den musikalischen Darbietungen sollen ganz unterschiedliche KünstlerInnen und Musikrichtungen in Sze-

ne gesetzt werden. Als erstes spielte im Oktober letzten Jahres ›Kommando Ukulele‹ mit einem kleinen einstündigen Konzertauftritt direkt neben dem Biergarten der ›Kaffee-Wirtschaft‹, der Gastronomie des Stadtteilzentrums. Vierzehn Tage darauf trat am gleichen Ort Selkie Anderson mit Harfe und Gesang auf. Und als besondere Überraschung gab auch Ruth Kordbarlag, sonst zuständig für die Außengastronomie der Bürgerwache, einen viel beachteten Gesangsauftritt. »Diese ›klein & fein‹ Konzerte wurden vom Publikum so gut angenommen, dass wir uns entschlossen haben, sie im ganzen Jahr 2022 fortzuführen. So lange das witterungsbedingt möglich ist,« ergänzt Anna Sümening. Mitte Mai hatte Klaus der Geiger zusammen mit Marius Peters einen Auftritt. Weitere Kon-

zerte sind bereits in Planung. »In Zukunft können bei schlechtem Wetter dann die kleinen Konzerte, wie auch auch Lesungen, im Saal der Bürgerwache mit neuer Lüftungstechnik durchgeführt werden,« erläutert Vorstandsmitglied Ulrich Zucht.

Investitionen für die Zukunft

Dank der Förderung durch das Bundesprogramm ›Neustart Kultur‹ konnte die Bürgerwache pandemiebedingte Investitionen umsetzen und den Veranstaltungssaal mit einer stationären Lüftung sowie alle Tagungsräume im Stadtteilzentrum mit mobilen Lüftern ausrüsten. »Damit zukünftig coronasicher bei uns Veranstaltungen stattfinden können,« sagt Ulrich Zucht. Schöne Aussichten also.

Anzeigen

An- und Verkauf
alter und gebrauchter Bücher
–
Büchersuchdienst –

Antiquariat
in der Arndtstraße

Arndtstraße 51 · 33615 Bielefeld
05 21 / 923 89 96
kontakt@antiquariat-arndtstrasse.de

Öffnungszeiten: Mo – Fr 12⁰⁰ – 19⁰⁰ · Sa 10⁰⁰ – 14⁰⁰

Stimmen
Reparatur
Begutachtung

Erwin Klumpf
Klavierbaumeister

Telefon 0521.178126
www.erwin-klumpf.de

bi-buergerwache.de

Kaffee Siegfriedplatz
Wirtschaft

Geöffnet Mittwoch und Freitag ab 9 Uhr
und bei schönem Wetter von 15 bis 23 Uhr

Verbündete nur auf dem Papier

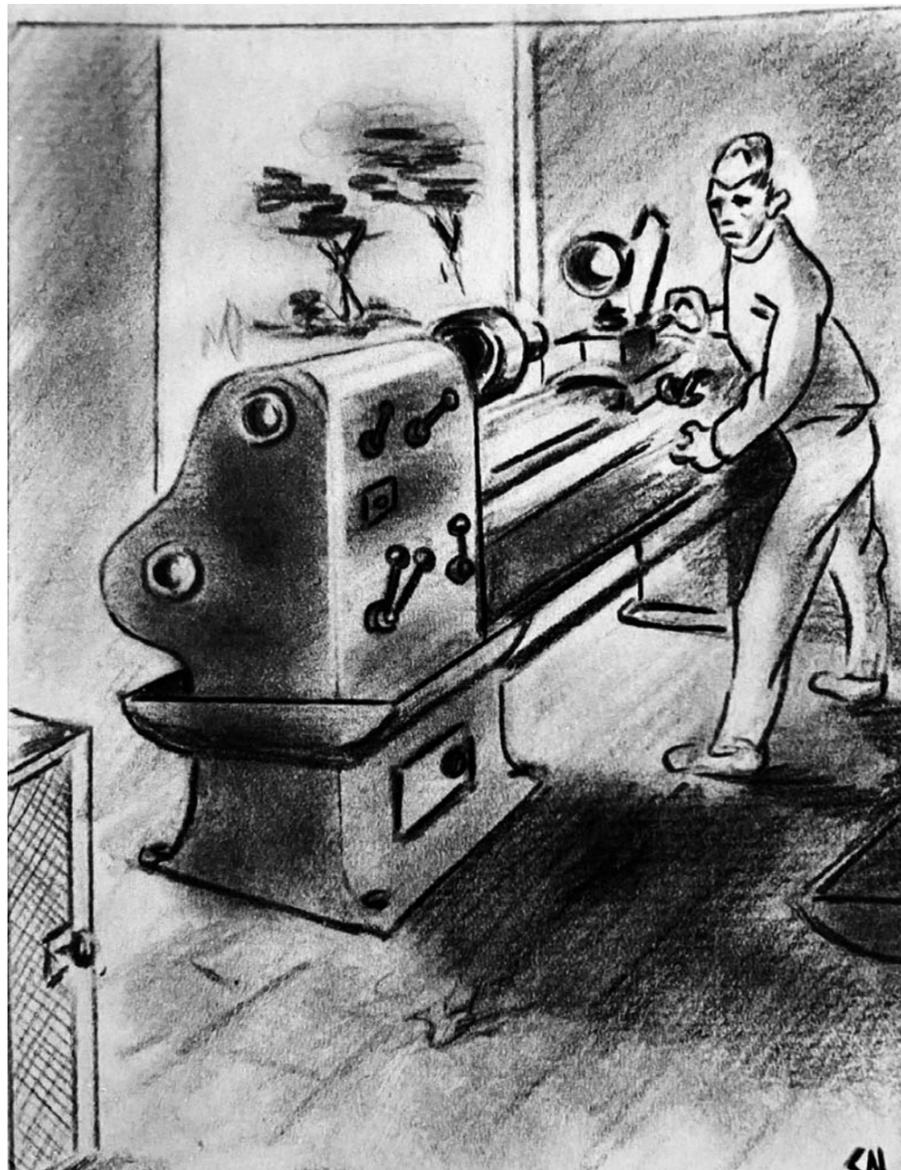
Die geschichtliche Aufarbeitung der Italiener als Opfergruppe der Nationalsozialisten wurde in OWL in den letzten siebzig Jahren vernachlässigt. Charlotte Weitekemper wagt einen Anfang

Bis zum Waffenstillstand Italiens mit den Alliierten hatten sie auf Seite der Wehrmacht gekämpft. Nun nahmen die ehemaligen Kameraden sie gefangen. Über 600.000 Italiener sollten es zwischen 1943 und 1945 werden – für das NS-Regime besonders in den letzten Kriegsjahren ein willkommenes Propagandainstrument und gleichzeitig dringend benötigte Arbeitskraft in der Rüstungsindustrie. Auf dem Papier galt Italien jedoch weiterhin als Verbündeter. Außerdem brauchte Hitler Mussolini als seine Marionette. Deswegen erlangten die »Verräter« einen besonderen Rechtsstatus. Als sogenannte Militärinternierte ging es ihnen zwar auch nicht besser als gewöhnlichen Kriegsgefangenen, doch konnten sie sich »entscheiden«: für Hitler zu kämpfen oder in Gefangenschaft zu verbleiben und Zwangsarbeit zu verrichten.

Hunderte jener, die ihren Eid auf den auf Seite der Amerikaner stehenden italienischen König geschworen hatten, wurden folglich in den Bielefelder Werken von Dürkopp, Lohmann oder den Anker eingesetzt. Laut »International Tracing Service«, dem internationalen Suchdienst der Alliierten, waren während des Krieges knapp 700 Italiener beim Einwohnermeldeamt Bielefeld gelistet. Mindestens 400 weitere finden sich in den Hausbüchern der jeweiligen Unternehmen. Doch die Gesamtzahl der eingesetzten Zwangsarbeiter wird weitaus höher ausgefallen sein. Denn nicht alle Zwangsarbeiter waren auch bei der Stadt oder den Firmen gemeldet, sondern stammten aus Arbeitskommandos der umliegenden Gefangenenlager. Allein das Stammlager 326 in Stukenbrock Senne zählte zu Hochzeiten über 3.000 italienische Militärinternierte.

Leider wohnt es der Historie jedoch inne, dass wir meist mehr über die Toten wissen als über die (Über-)Lebenden. Besonders was den Zweiten Weltkrieg betrifft, ist dies der akribischen Dokumentation der Nazis ihrer Opfer zu verdanken. Zwei Jahre nach Kriegsende zählte die Stadt Bielefeld fünfzig Tote italienischer Staatsangehörigkeit, die auf Bielefelder Friedhöfen begraben worden waren. Für jeden von ihnen findet sich eine standesamtlich beglaubigte Sterberkunde, oftmals auch Informationen über den Arbeitsort, die Adresse von Angehörigen, die Grablege. In der direkten Nachkriegszeit drehten sich daher erste internationale Verhandlungen um die Pflege der Grabstätten als Teil des Friedensprozesses. Die Verstorbenen beider Parteien und ihre Gräber wurden zum Symbol für die europäische Versöhnung.

Heute gibt es in Bielefeld nur wenige Dokumente über italienische Zwangsarbeiter



Die Zeichnung stammt von Giuseppe Nuvola und ist der Ausstellung »Zwischen allen Stühlen« im NS-Dokumentationszentrum in Berlin entnommen. Übersetzung der Bildunterschrift: »Ein IMI (italienischer Militärinternierter), der an der Drehbank arbeitete, war privilegiert...« Ein Datum ist nicht bekannt.

In den Unterlagen der Stadt Bielefeld finden sich nur noch wenige Bestattungshinweise.

Das Ideal der ewigen Ruhe

Geschuldet ist dies wohl dem ewigen Ruherecht für Krieger. So durften weder die Gräber der Eigenen im Ausland noch die der ehemaligen Feinde im Inland über alle Lande verstreut sein. Vielmehr sollten sie nach amerikanischem Vorbild in langen Gräberreihen vor einer Wiederholung der Ereignisse warnen und gleichzeitig der europäischen Nation ihren neuen Geist einhauchen.

Neben dem ideologischen Aspekt spielte aber vor allem die Kostenfrage eine Rolle. Die Länder stellten ihren Gemeinden ein bestimmtes Budget pro Grabstätte zur Verfügung. Bereits 1947 überstiegen die Ausgaben der Stadt Bielefeld für die Pflege und Instandhaltung der ausländischen Gräber aber die dafür vorgesehen Einnahmen.

Auf deutscher wie auf italienischer Seite entstand daher der Wunsch nach einer Zentralisierung der Kriegsgräberstätten. 1947 berichtete der Präsident des Vereins »Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge« in Kassel von der »Absicht, mit der italienischen Regierung ein endgültiges Abkommen zu vereinbaren, das die Fürsorge der deutschen Kriegsgräber in Italien für alle Zeiten sichert.« Im Gegenzug erwarte die italienische Seite allerdings das gleiche von den deutschen Behörden. Dafür geeignete Friedhöfe müssten jedoch erst ausgebaut werden. Auf italienischen Wunsch sei bis dahin von privaten Umbettungen abzusehen.

Auf Eigeninitiative

Das hinderte italienische Familien verständlicherweise aber nicht daran, trotzdem nach ihren in Deutschland gefangen gehaltenen und verstorbenen Söhnen, Brüdern oder Vätern zu suchen. Ihnen behilflich war das italienische Äquivalent zur deutschen Kriegsgräberfürsorge.

Sergio Soldatini aus Mailand war einer der wenigen italienischen Angehörigen, denen es gelang, die sterblichen Überreste seines Bruders auf private Initiative und Kosten in die Heimat zu überführen. Dino Soldatini hatte von August bis Dezember 1944 bei den Dürkopp-Werken in Bielefeld gearbeitet. Als Adresse war das Lager Bethlem am Johannisberg angegeben. Am Nikolaus-tag 1944 soll er bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen sein.

Die Folgejahre waren angesichts Initiativen wie dieser zwar nicht gerade von Übersichtlichkeit geprägt, vor allem weil sich immer wieder die Zuständigkeiten und Verwaltungsvorschriften änderten. Dennoch erfahren wir gerade aus jener Zeit mehr über Menschen wie Dino und Sergio Soldatini. Da Bund und Länder ab 1952 die Gemeinden gesetzlich zur systematischen Feststellung der Kriegsgräber verpflichteten, finden sich für die 50er Jahre ausführliche Dokumentationen. Viele von ihnen individuelle Geschichten wie die des Mailänders F. di Lucchini, der im Ausländerlager der Reichsbahn untergebracht gewesen war, dort nach Krankheit verstarb und von seinen Arbeitskameraden begraben wurde. Oder die von Giovanni Pegavaro, der sich 1945 mit der Polin Korizkaja Pavine in der St. Liebfrauen Kirche trauen ließ.

Im Jahr 1958 erreichte das deutsche Kriegsgräbergesetz seine finale Fassung. Die auf deutschen Friedhöfen verstreut liegenden Kriegstoten wurden auf Ehrenanlagen umgebettet. Die Überreste der in Bielefeld verstorbenen Italiener gelangten mit denen von 5.800 Landsleuten auf den Ehrenfriedhof in Hamburg. In der Folge wurden Suchaktionen beinahe vollständig privaten und gesellschaftlichen Initiativen überlassen. Bis heute ist der Umbettungsprozess nicht abgeschlossen. Der Friedhof Hamburg berichtet von bis zu 47 privaten Überführungen jährlich – ein langer Weg nach Hause.

FOTO: STADTARCHIV BIELEFELD



Sterbefallanzeige über den Tod eines italienischen Militärinternierten durch das Amt Brackwede, 1945.

FOTO: NS-DOKUMENTATIONSZENTRUM BERLIN

Anzeigen

Antiquariat
in der Arndtstraße
An- und Verkauf
alter und gebrauchter Bücher
– Büchersuchdienst –

Arndtstraße 51
33615 Bielefeld
05 21 / 923 89 96

Mo – Fr 12⁰⁰ – 19⁰⁰ · Sa 10⁰⁰ – 14⁰⁰

Renovieren ohne Chemie

ÖKO Bauwelt

bauen · wohnen · gestalten · erhalten • ökologische Baustoffe Bielefeld

Ökologische Baustoffe Bielefeld · Siechenmarschstr. 21
33615 Bielefeld · Tel. 0521 64942
www.oeko-bauwelt.de

Das Wunder von Kassel

Zum Auftakt der »documenta fifteen« sind einige Gedanken zu Kontinuitäten, alten und neuen Nazis, Spaziergängen und Mitlaufen erlaubt. Denkt sich Bernd Kegel

Das »Wunder von Bern« hatte Deutschland verändert. 1954 waren »wir« wieder wer! Sepp Herberger gelang es, das Sport-Spektakel Fußball-WM erfolgreich zu beenden. 1938 hatte er versagt. Als Reichstrainer im Achtelfinale von der Schweiz besiegt. Reichskanzler Adolf Hitler war nicht zufrieden. Aber auch 1954, im Jahre des Wunders, war Bundeskanzler Konrad Adenauer nicht zufrieden mit dem Format des »Wir sind wieder wer«-Gefühls, das den Deutschen nach erfolgreichem Gekicke wieder gekommen war.

Denn Adenauer wollte mehr: Er wollte dem kurzlebigen sportlichen Erfolg ein kontinuierliches »Wir sind wieder wer – mit Kunst, Kommerz und Heer« zur Seite stellen. Wollte unbedingte Westbindung, Anschluss an die Weltmacht des »freien Marktes«, Anschluss an USAmis und Nato. Dafür waren ihm alle Mittel Recht. Dafür nahm er gerne die Dienstbereitschaft alter Nazis an: um den Alliierten, allen voran den Yankees, zu zeigen, dass es in Deutschland keine Nazis mehr gab. Die Berufung des Mitverfassers der »Nürnberger Rassegesetze« Hans Globke zum Chef des Bundeskanzleramts kommentierte Adenauer so: »Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat!« Um die vorgebliche Läuterung der Altnazis zu belegen, waren ihm Mittel recht, die ihn ansonsten einen Vogelschiss interessierten. Selbst die Kunst.

Ein Jahr nach der Wunder-WM in Bern also 1955 das Wunder von Kassel. Es sollte den Namen »documenta« tragen und beweisen, dass die »Stunde Null« zu ticken begonnen hatte. Aus »deutschem Volk« war »deutsche Bevölkerung« geworden, mit der von oben verordneten weltoffenen Auffassung sogar in die Lage versetzt, sich mit zeitgenössischer Kunst zu beschäftigen. Dem »Alten« (Konrad Adenauer) war jedes Mittel Recht: Wenn es sein musste, sogar abstrakte Kunst. Und zwar für die Bevölkerung, ähm, das Volk, das ein paar Jahre zuvor noch einer Veranstaltung die Bude eingerannt hatte, bei der ebenfalls moderne, abstrakte Kunst gezeigt worden war. Unter dem bizarren Titel »Entartete Kunst«. Das war 1937 in München gewesen; zu Tausenden waren die Deutschen in die Ausstellung geströmt, viele auch, um die Möglichkeit zu nutzen, Bilder ein letztes Mal in Augenschein zu nehmen.

Die Nazis sahen in den ausgestellten Werken eine »angekränkelte Kleckerei«. »Entartete Kunst« galt als geisteskrank, als »jüdisch durchseuchte« und damit »volkschädliche Machenschaft«. Vom deutschen Volk wurde erwartet, dass es »Abscheu« empfand: Es ging nicht nur um Kunst, es ging um Politik. Es war die Vorbereitung des Genozids mit anderen Mitteln. Bevor Menschen physisch vernichtet wurden, waren Kunstwerke zum Abschied freigegeben worden. In Vorbereitung der Scheiterhaufen im KZ waren seit Mai 1933 Bücher verbrannt worden; in Vorbereitung der Pogrome wurden künstlerische Äußerungen als »Übel« dargestellt. Kunst wurde von den Nazis niemals als Kunst verstanden. Sie war Mittel zum Zweck. Dank Postkartenmaler Hitler.

Mittel zum Zweck auch unter Adenauer

Mittel zum Zweck auch unter Adenauer. Das lässt sich heute mit sehr viel Deutlichkeit betrachten. Bis in den Januar 2022 hin-



»Ich trete aus der Kunst aus!« Joseph Beuys

ein im Deutschen Historischen Museum (DHM) in Berlin in der Ausstellung »documenta. Politik und Kunst«, die – endlich einmal – detailgenau darstellte, wie sich gerade in der ersten »documenta« niederschlug, in welchem Maße und mit welchen Mitteln es die »Stunde Null« niemals gegeben hat. Wie unter anderem genau diese »documenta« von Leuten gestaltet wurde, die bereits für die Ausstellung »Entartete Kunst« gearbeitet hatten. Niemand muss sich heute von der Institution »documenta« distanzieren: im Gegenteil, sie sollte wachen Auges betrachtet werden. Mit Verstand und Wissen – niemand muss sich ja vom »Wunder von Bern« distanzieren, nur weil Herberger auch mal unter der Gesamtaufsicht eines Josef Goebbels trainierte. Mehr ist ihm im Übrigen wohl nicht vorzuwerfen.

Aber es sollte doch zu denken geben. Genau wie zeitgenössische Kunst zu denken geben sollte. Die Ähnlichkeit zwischen den ersten »documentas« und der Ausstellung »Entartete Kunst« besteht darin, dass von »höchster Stelle« Kunst als Mittel zur Politik genutzt wurde. In der erwähnten Ausstellung im DHM war dieser Satz zu lesen: »Es

ist niemals gelungen mit Politik Kunst wahr werden zu lassen. Vielleicht wird es jetzt möglich, mit Kunst Politik zu gestalten.« So formuliert von Theodor Heuss, erster Bundespräsident der BRD, der zur Eröffnung als Schirmherr mit ostentativ qualmender Zigarre an den Werken der ersten »documenta« entlang flanierte. In seinem Fahrwasser segelten die Kuratoren, in reichlich »dreckigem Wasser« übrigens: Hauptberater des unverdächtigen »documenta«-Gründers Arnold Bode und Ausstellungsmacher der ersten drei Ausstellungen in Kassel wurde SA- und NSDAP-Mitglied Werner Haftmann, weitere Kuratoren waren 1937 an der Ausstellung »Entartete Kunst« beteiligt. Haftmann stellte auf der »documenta 1« zwar von den Nazis verfemte abstrakte Kunst aus, ließ aber zugleich jüdische Künstler anscheinend bewusst unberücksichtigt.

Vernichtende Urteile fallen nun umständlicher aus

Fünf Jahre später auf der »II. documenta« hingen dann auch Werke von Jackson Pol-

lock. Der mit »action painting« und moderner Malerei zu Weltruhm gekommen war. Und viele Deutsche äußerten sich so, als würden sie seine Kunst verstehen, sie gut finden, zur eigenen Verfeinerung goutieren können. Tatsächlich aber hatte sich nicht viel geändert: Im »Volk« galten die Werke von Pollock zwar nicht mehr als »entartet«, das Wort war quasi »offiziell« aus dem deutschen Vokabular gestrichen, aber nach wie vor als »kranke Kleckerei«. Das vernichtende Urteil fiel ein wenig umständlicher aus. Es hieß nun »dafür haben sie Geld«, was Abscheu zum Ausdruck brachte; es hieß »picasso«, alles was nach abstrakter Kunst aussah war »picasso«. Etwas, was angeblich »jedes Kind konnte«, und also weg musste. Die ersten »documentas« ließen die Aufregungen in der »Bevölkerung« so richtig aufschäumen. Was nach den neuen, offiziellen Maßstäben so hätte gar nicht passieren dürfen: Nach Auffassung der Adenauer-Demokraten war das deutsche Volk ja »gereift« und bar jeden Ressentiments. So der BRD-Mythos, nach dem unter den Amis eine umfassende »Umerziehung des deutschen Volkes« stattgefunden hätte. Es zeigt sich, dass dabei viel Dumps unbenutzt geblieben ist.

Ort der Introspektion

Bis heute wahrscheinlich. Denn immer noch sind viele Deutsche auf »Spaziergängen« in Harmonie mit Nazis unterwegs. Es könnte überaus interessant sein, sich der »documenta fifteen« unter dem Aspekt zuzuwenden, wie es denn steht um die »Selbstverortung in Bezug auf die bundesdeutschen Verhältnisse«. Die »documenta« war als Ort ins Leben gerufen worden, an dem solch eine Introspektion stattfinden könnte. Wie viel zeitgenössische Kunst verträgt der »besorgte Bürger«? Im bürgerlichen Feuilleton, vor allem aber in »Boulevard«- und »sozialen Medien« wird gern der »allein gelassene Besucher« bejammert. Der sich durchaus als naher Verwandter des besorgten Bürgers beschreiben ließe, der eben, sei es wegen Viren oder wirren Kriegen, auch schon mal mit Nazis und anderen Dumps spazieren geht.

Kunst dient, so lässt es sich formulieren, zu nichts weiter aber auch zu nichts weniger als diesem Ziel: das Sehen zu lernen. Lasst uns sehen, was die »documenta fifteen« zutage fördert.

Impressum

Viertel – Zeitung für Stadtteilkultur und mehr

Redaktion:

Silvia Bose, Klaus Feurich, Birgit Gärtner, Matthias Harre, Bernd Kegel, Aiga Kornemann, Martin Speckmann, Bernhard Wagner, Bernd J. Wagner, Conny Wallrabenstein, Charlotte Weitekemper, Ulrich Zucht (V.i.S.d.P.)

AutorInnen, Mitarbeit:

Daniel Bloch

Gestaltung und Layout: Manfred Horn

Druck: Druckerei Matz, Bielefeld

Kontakt, Anzeigen

Viertel - Zeitung für Stadtteilkultur und mehr

c/o BI Bürgerwache e.V. | Rolandstr. 16

33615 Bielefeld

E-Mail: post@die-viertel.de

Internet: www.die-viertel.de

Spendenkonto:

Bank für Sozialwirtschaft
DE80 3702 0500 0007 2120 00

Stichwort: Spende »Viertel«